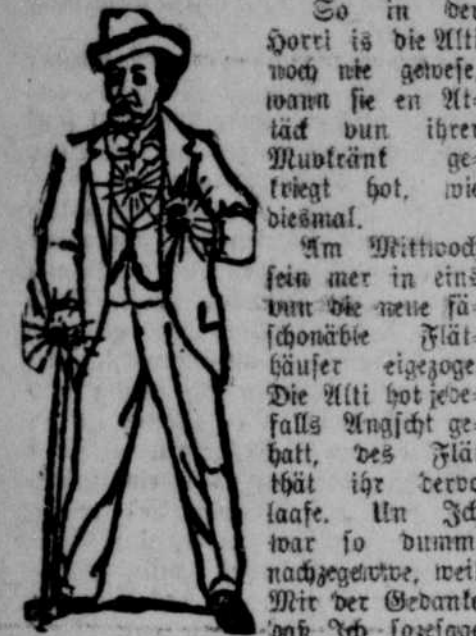


Des Prominenten Verzagung.

John Rißch hat eine Persönlichkeit gefunden, die ihm unpaßlich — Schlimmer als Enttäuschung.

Mißer Ebidier! Es ist erreicht! Die Alti hat es fertig gebracht, in die Kaufmannsgegend zu gehen, daß der Endbesitzer der in der Straße mit unbewaffnetem Auge zu sehen kam.



So in der Horei ist die Alti noch nie gewesen, wenn sie ein Stück von ihrer Mutter gelehrt hat, wie diesmal. Am Mittwoch sein mer in ein von die neue schönste Häubler eingegeben. Die Alti hat jedoch Angst gehabt, des Hälts ihr derwo laafe. An Joh war so dumm, nachzugehen, weil die Mutter der Gedanke daß Joh sozofort umfunscht ein Butler in ein Kästlein trage könt, in die Lage gefochte hot.

Unter Hälts konjunkt aus zwei Rooms vorne emaus in eine Bettroom in Badestimmer hime emaus. E preisvöl Hall hatome mer aach. Der Joh, wo erst nezte Woch in e Boarding schul gefascht wern soll, ist einsteife bei seiner verheiratete Schwester. Die Maud ist bis zu ihrer Verheiratung bei uns. Es is for sie in der Leibtrier e Bett uffgestellt, wo am Tag uff der eine Zeit wile e aufreißende Peinano, uff der andere Seite wile e Seilboord ober Buffet oder Büro ausguet. Wann der Maud ihr Fernsich (so fällt mer jeh die verlobte Bräutigams) an ihr sollt, da müße die Alti un Joh (wann Joh häppen derheim ze sein) uns entweder im Schlafzimmer uff e Bett-rand seße (for Stülts ist e Platz im Bettzimmer), oder wer müße uns im Badestimmer uffhalte oder im Domb-wäher seße, weil die Maud sezt, es war in dieser County mit Fräßen, daß die Parents derel oder im nezte Room sein, wann e junges Mädchen en Gentlemän-Galler hot.

Uterwärtens, Mißer Ebidier, Alles was Recht is, nobel is es jeh bei uns. Sie sollte emol unsern Parior seße. Dauter neue Förmlichkeit, Louis Raltors Stell Stülts un Sophias, un Wäters Kentonett-Läbels un Quien — Ann Kortläns. Alles funktmagelne geatofte antike Förmlichkeit. So was Nobles hawwe Sie in Ihrem Bebe noch nie gesehe, Mißer Ebidier. (Aum Sie Mir etwaer e Gefalle, un seße Sie sich uff die Sache. Da druff sein die neu-mo-dische Kentikis mit egerlich.)

Wo Joh Joh ander heunt haupt-läblich bekomme her schäde wolte, des is toade dem Butler un dem Kästlein. Des is nämlich e fochterliche Dispo-niments for Joh, indem Joh hat in e Genus terwo zu hawwe, dadurch in e Dilemma gebracht wern bin, wo so en fochterliche Strain uff Joh aus-wirkt, daß Joh drunner gesamme bredt müßt, wann Joh sich mit dem Kästlein doch en ischende Trunt erche könt.

Nämlich, Mißer Ebidier, der Super-impnent, wo uns e Platz verr-n' hot (in den Kästlein sollt mer nämlich e Parior Superimpnent), der war mir for Mein Geschmad schon viel zu un-gesäß de Stell an sich gefacht um eine kontinliche Oberforeremonienmeister oder eine Tröppmeister oder eine Schneider, two hundert-vanzig Dollars de Suil chazt, oder eme deutsche Ober-keßner außer Dienst oder eme imperia-lische Runteloh Stutes Senätor oder um sunst ewe wörtlich vornehm un aristokrätisch Persönlichkeit. Der hot Joh, wödem mer egezege war'n, ge-focht, ob Joh vielleicht de Butler seße wöllt. Wann ja, da thät er'n glei schäde.

Nach ungsähe erer Bertelstun jehg Mir die Alti, es war e feiner Herr im Parlor, wo Mich sprechen wöchte. „Oh“, sag Joh, „des werd wahr-scheinlich de Butler seße un sed Mir e gute Siggar in die Tusch, un sie dem Mann ze gewive.“ Joh geh also in de Parlor un — Mißer Ebidier, Joh hen sofort Mein Chat zuegnöfft, damit er die Siggar mit hot seße könt, denn Joh war schur, daß der Herr es Mir aus'n Gesicht geleie hilt, daß Joh die Freiheit gewest hilt, zu denke, Joh könt Mir die Freiheit erwasnehmen, ihm e Siggar ze offren.

Miße Ebidier, so e Mischung von Arneambel un Strenge, reparat mit wölschdooler Nachsicht un gültigen Erbarmen mit Meiner Glendigkeit, Alles unner der Britens, respectvoll ge-ht, wie vieler Butler könne Sie sich gar mit dothelle.

Joh hen immer die Sach von deme Konten-tabelle, wo demit mer en Mensch doch un doch guide kann, for en Humbug konsider, bis Joh die Lage von dem Butler uff Mir gefacht kam. So was von Dordumbordigkeit könne Sie sich gar mit vorstelle, Mißer Ebidier, wie den Bild von dem Mann. Mit all Mein viele Geld un misfamt Meinne Demands hen Joh gefühlt wie dreißig Sents.

Wie der Mann fort war, den Joh jehier gefühlt. Un dann hen Joh Mich geärgert, daß Joh Mich so hen in's Booborn jage losse von eme Mensch, wo doch eigentlich mir Anneres is, wie e Bedienter. Un Joh hen Mein Meind uffgemacht, de Kammerdiener lömme ze losse un an dem Mei Wewentich ze nemme bei ihn fochterlich ajechnauze. Joh hen also de Botton for de Kästlein gepreht.

Einkweile hen Joh vor dem Louis-Räitors (des hecht nämlich Ludwig der Fünfte) Ludinggläh probirt, die Holz-vornehm-keise Expressen von dem Butler nachgemache, um de Kästlein demit egefschtern.

Die Alti geht uff un etei fimm — der Butler. Joh hen gestotert, es war e Mißfacht, Joh war so frei gewest, nach dem Kästlein ze ringe. Da jeh der große Mann, er thät ageblichlich aach als Wälet ätte, bis e neuer Wälet ingätscht wälet.

Die Anst is mir in die Knoche gefacht un der Angschweiß is Mir uff die Stirn getrete. Joh hen nämlich die Ebidie gehabt, dem Wälet ze befehle, Mir beim Ägische ze heße! Joh hen dar-um gefascht, es war' überhaupt e Mißfacht, Joh hilt' überhaupt mit ge-runge oder nix gewollt oder — es ver-geße. Der Butler hot gelächelt (e Bisse ungnädig) un is wieder fort.

Miße Ebidier! Des halt ich mit mehr lang aus. Der Strain is zu groß. Un die Klonties, wo immer in der Hall die Thür uffreißt, mache Mir gar tei Spach mehr. Wie ich die Kerl näher agedugt hen, hen Joh e Nechlichkeit mit'm Butler genöchtigt. Des sein am End Brüder oder Koffens dum Butler. Wann ich nor erst aus dem aristokrätisch Hältsaus, aus dem verfrügte, eraus war.

Ihre das Kästlein wünschens Mü Rignards Yours

Joh hilt's nie gedenkt, Mißer Ebidier, daß es uff der Welt noch was Prominenteres geinde könt, wie ein Neu Yorker Prominente, atwer so e inallischer Butler der bietet die ganze Prominenz.

Die Brautzeit in England und Frankreich.

In seinem Werk „Die moderne Frau“ beschäftigt sich Marcel Prevost auch mit der Frage der langen oder kurzen Brautzeit. Er kommt dabei zu sehr interessanten Vergleichungen zwischen England und Frankreich. Er findet, daß die Heirath in England „ein unerschöpflicher Born des Ideals, der Romantik und der Poesie“ ist und nicht nur für Dichter und Philosophen, sondern für das ganze Volk, für große Herren und kleine Leute. Der Hauptunterschied beider Länder liegt in der Verlobung. In Frankreich dauert die Brautzeit gerade nur so lange, wie unbedingt nöthig, um die Aufzucht zu besorgen, den Kontrakt aufzusetzen und die Aussteuer herzurichten, also höchstens vier Wochen. In England dauert die Verlobung mindestens ein Jahr, oft aber auch zwei, drei und mehr Jahre. Diese englischen Verlobungen haben nichts gemein mit dem lächerlichen Monat, der in Frankreich mit den kurzen, kalten Besuchen, bei denen der Bräutigam in Menuestellung der Braut Bouquet und Raschwert über-reicht und wo die Unterhaltung sich höchstens um die künftige Wohnungs-einrichtung oder um Reserpläne dreht.

Die englischen Verlobungen geben sich der Verlobten die Möglichkeit, sich zu prüfen und den wahren Charakter des anderen kennen zu lernen. Wie leicht zeigt man sich in dem einen kurzen Monat der Besuche anders, als man ist; es gehört aber schon sehr viel Selbstbeherrschung dazu, ein ganzes Jahr lang die Maske zu tragen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß es im Laufe eines Jahres nicht zu kleinen Differenzen kommen sollte; an der Art, wie sich diese intimen Konfessionen entwickeln, wird jeder den Charakter des anderen erkennen. Bei einer räumlichen Trennung aber kommen die Briefe hinzu, die vor der Verlobung ge-lüßelt sind, in ihr aber aufrichtig und be-denklich werden, weil so viel zu besprechen ist, daß die Leere der verlassenen Phrasen schwinden muß. Vor allen Dingen wird der Bräutigam durch eine lange Verlobung zum Guten beeinflusst. Das Gebundensein vor dem eigenen Gewissen reinigt und be-lebt viele eigene Gedanken und Ge-wohnheiten. Er in erster Linie wird die Erinnerung an die jungen Jahre heilig halten, in denen er inmitten der rohen Vergnügungen seiner Kameraden von dem jungen Mädchen träumte, das schon die Frau seines Herzens war.

Ein werthvoller Fund.

Vor einigen Wochen starb in Orlon der Wehrer Wölphje Bidaine. An seinem Nachlaß befanden sich zwei Sattelsäuge, die Bidaine im deutsch-französischen Kriege erworben hatte. Da die Gegenstände geschichtlichen Werth zu haben schienen, wurden sie dem Leiter des Provinzial-Museums zur Prüfung übergeben. Dieser ent-deckte nach der „Frankf. Ztg.“ im In-ter-eines der Sättel eine zugewächte Taube. Bei der Öffnung fand sich darin ein Bündel von 85 gut erhaltenen, gültigen 1000-Franken-Scheinen vor. Die Freunde der Wittwe Bidaine kann man sich denken. Man muß an-nehmen, daß der ursprüngliche Besitzer des Geldes sein Vermögen in Sattel verbor-gen mit in den Krieg genommen hatte.

Der erste Preuze auf den Dip-peler Schanzen.

Unter den Theilnehmern an dänischen Feldzug 1864 hat der Tod schon gewaltige Lüden gefressen, und so wird es immer schwieriger, Augenzeugen zu finden, wenn es sich darum handelt, den Verlauf einer Begebenheit festzu-stellen. Auch die amtlichen Darstellungen entsprechen nicht immer dem wirt-lichen Hergang oder geben widerspre-chende Schilderungen. So erzählt zum Beispiel die Geschichte des westfälischen Pionier-Bataillons Nr. 7, daß der erste Preuze, der beim Dippeler Sturm am 18. April 1864 die Schanze VI. erklomm, der Pionier Schulz aus Weste gewesen sei, während die Ge-schichte des Königin Augusta Garde-Granadier-Regiments dies für drei seiner Angehörigen in Anspruch nimmt. Diese Angaben sind beide unrichtig. Der erste Stürmer auf Schanze VI. war der damalige Sergeant der 3. Kompanie des westfälischen Pionier-Bataillons Nr. 7, Gustav Schulz, der jetzt als Rechnungsrath a. D. in Wies-baden lebt. Er erzählt seine Erlebnis-se nach der „Köln. Ztg.“ wie folgt: „Auf das Kommando: „March! March!“ führte zunächst die 11. Kom-pagne des Regiments Kaiserin Augu-sta aus der Parallele hervor. Un-mittelbar hinter der 11. Kompanie folgte die 3. Pionier-Kompanie. Ich war, da ich damals sehr leicht und ein guter Springer war, der Pionier-Kompanie sehr bald vorausgeeilt und kam ungefähr 10 bis 15 Schritt hinter der Schützen-Kompanie am Grabenrande der Schanze VI. an. Als ich mich nun, durch das schnelle Laufen vollständig erschöpft, am Grabenrande der Schanze niederwarf, lag rechts neben mir der Gefreite Romen, der eine schwarz-weiße Flagge an einer langen Stange trug. Ich for-derte nun den Gefreiten auf, mit in den Graben hinunter zu springen, was era uch nach kurzem Besinnen that. Unten angelangt, legte er sich aber nieder. Als ich dies sah, sagte ich: „Kommen Sie schnell mit, hier könnte eine Mine angelegt sein, und wenn die von der Schanze aus ange-zündet wird, dann fliegen wir Beide in die Luft.“ Ich drückte mich nun durch eine Palisadenöffnung hindurch und kletterte an der Brustwehr der Schanze empor, wobei mir der Flagge in der Hand, folgte mir nach. Nach-dem wir ungefähr drei Viertel der Höhe erklert hatten, legten wir uns nieder. Raun lagen wir aber, da wurde über unseren Köpfe ein Geschütz abgefeuert, das jedenfalls sehr tief gerichtet war, denn das Geschütz streifte die untere Seite der Schützbarke, und wir wurden mit Erde überschüttet. Schleunigst krochen wir nun etwas weiter links, und ich noch einige Fuß höher, sodas ich mit meinem Kopf höchstens 3 bis 4 Fuß unter der oberen Kante der Brustwehr, Romen ungefähr 2 Fuß tiefer neben mir und die schwarz-weiße Flagge zwischen uns lag. Hier lagen wir nun ungefähr 1 bis 2 Minuten ganz allein, überdies das ganze Sturmfeld, saßen das gestof-fene und geordnete eilige Detachement der eigentlichen Sturmtruppe und wie die Karätschenanlangen und sonstige Geschosse in sie einschlugen.

Endlich — die Zeit dehnte sich in meiner Lage zu einer Ewigkeit aus — sah ich, wie etwas weiter rechts, von der Schanze aus gesehen, der Pionier Schulz über die Palisaden der Grabensohle kletterte und gleich hinterher der Leutnant Bendemann folgte. Der Pionier Schulz, der et-was schwerfällig war, kletterte nun an der Brustwehr empor. Leutnant Ben-demann, der viel gewandter war, folgte und hatte ihn auf ungefähr der Hälfte der Höhe erreicht. Nun sagte ich zu dem neben mir liegenden Romen: „Jehi vorwärts“, dann sind wir die Ebenen. Ich erhob mich und ergreif die neben mir liegende Flagge; Romen erhob sich auch sofort und sagte, als ich auf die Brustwehr sprang, gleichfalls die Flagge mit an, und wir Beide drückten diese eilig in die Erde. Wir standen nun ganz allein, dicht neben einem Ge-schütz und vor dessen Bedienungsmann-schaft. Ich hatte keine Waffe in der Hand, dertor aber keine Sekunde die Feistesgegenwart, rief den Dänen mit höchstem Geschick „guten Morgen!“ zu und sagte: „Nun aber keine Schuß mehr, Leute, Ihr seid verloren, und zeige dabei auf die bereits dicht an der Schanze angelangte Sturmtruppe. Die Bedienungsmannschaft war nun so verblüfft, daß sie ohne Weiteres vom Geschütz zurücktrat, auch von den ein-zelnen dabei stehenden dänischen Infan-teristen versuchte keiner uns zu über-wältigen oder niederzuschießen. Der Gefreite Romen hat nun zwischen die Dänen getreten.

Zur Geschichte von Vortrachten.

Im Alterthum schreiben fast alle Dichter über den Bart, von Homer, Herodot, Virgil, bis zu Cicero, Titus Livius, Strabon und Sueton. Glän-zende Worte findet Homer für den reichen Bart Nestors, des Königs Priamus und Hektors. Homer er-wähnte auch die weiterverbreitete Sitte, daß man den Bart eines Anderen be-rührt, wenn man von ihm eine Gunst erbitten wolle. Das thun bekanntlich noch heute unsere Frauen. Die beste Quelle für die älteren Vortrachten bieten übrigens die Mägen und Me-dialen. Der Uebersetzung nach führte Kleobades die Mode des Rasirens ein. Auch Alexander der Große ließ sich, wie Plutarch erzählt, im Jahre 31 v. Chr. vor der Schlacht den Bart rasiren und besah seinen Sol-daten, das Gleiche zu thun. Diese Sitte hielt nun an, bis unter Kaiser Justinian lange Bärte Mode wurden; Anstößenes dagegen und die Stoiker ließen den Bart wachsen, im Gegen-satz zu den Pythagoreern. Die Römer blieben 500 Jahre lang dem Barte treu. Dann nahmen sie von Griechen-land die Sitte des Rasirens an. Scipio Africanus war der erste, der sich alle Tage rasiren ließ. Man pflegte von da ab vom 21. bis 41. Jahre sich rasiren zu lassen, im späteren Alter aber den Bart lang zu tragen. Im Jahre 312 führte Konstantin der Große auf's neue den Gebrauch, sich zu rasiren, ein, und diese Sitte dauerte nummehr bis etwa 600. Plutarch erzählt von den Goten und Franken, daß sie nur Schmurrbärte trugen, und von den Galliern, daß sie Schmurr-bärte trugen, um ihren Feinden müßig zu erscheinen. Zu den Zeiten Karls des Großen wurde der Schmurrbart abwärts bis zur Brust getragen. Spä-ter, und zwar bis zum neunten Jahr-hundert pflegte man ihn horizontal zu tragen. Dann verschwindet er gänzlich, um erst durch die Spanier der Mode wiederobert zu werden.

Meergold.

Das Gold ist auf der Erde weit mehr verbreitet, als man ordentlich annimmt; nur deckt seine Gewinnung in manchen Formen, morin es auftritt, nicht die Kosten. Die Chemie hat bei-spielsweise in der Tonne Meerwasser ungefähr 50 Milligramm Gold ermit-telt, was für die Wassermasse sämtlicher Meere einen Goldgehalt von an-nähernd 10,250 Millionen Tonnen er-gibt. Daß dieser Meeresreichtum zu seiner Hebung reif, liegt auf der Hand. Zahlreiche Schlauchfüßler haben denn auch schon auf dem Papier Pläne zur Ausbeutung der „Seegoldminen“ ent-worfen und die Sorte von Leuten, die nicht alle werden, für ihre Unterneh-mungen zu gewinnen gewußt. Im Jahre 1900 ließ Dule sich ein einfaches Verfahren zu dem gedachten Zwecke patentiren. Es beruht darauf, daß ge-wisse Alauerden aus job- oder chlor-haltigen Goldlösungen das Gold in metallischem Zustand scheiden, erfor-dert aber so viel Zeit, daß seine Kosten den Werth des gewonnenen Goldes übertragen. Man verlegte sich nun darauf, den Niederschlag des Goldes auf elektrischem Wege zu beschleunigen. Schon 1898 gründete sich im Staate Maine eine Aktiengesellschaft, um durch den elektrischen Strom das Gold aus dem Meerwasser in großem Maß-stabe auf Kupferplatten niederzuschla-gen. Theoretisch ist die Möglichkeit der Goldgewinnung auf diesem Wege nachgewiesen, in Wirklichkeit aber war der Goldertrag so gering, daß das Un-ternehmen den Betrieb einstellen mußte. Der Ocean wird also vorläufig seine 10,250 Millionen Tonnen Gold noch behalten.

Schön.

Inneen Mangel oft verdeckt, Wer mit Luxus paradiert: Manches Sad-tuch ist besetzt, Doch dafür ist's — par-fümir!

Das Gold ist auf der Erde weit mehr verbreitet, als man ordentlich annimmt; nur deckt seine Gewinnung in manchen Formen, morin es auftritt, nicht die Kosten. Die Chemie hat bei-spielsweise in der Tonne Meerwasser ungefähr 50 Milligramm Gold ermit-telt, was für die Wassermasse sämtlicher Meere einen Goldgehalt von an-nähernd 10,250 Millionen Tonnen er-gibt. Daß dieser Meeresreichtum zu seiner Hebung reif, liegt auf der Hand. Zahlreiche Schlauchfüßler haben denn auch schon auf dem Papier Pläne zur Ausbeutung der „Seegoldminen“ ent-worfen und die Sorte von Leuten, die nicht alle werden, für ihre Unterneh-mungen zu gewinnen gewußt. Im Jahre 1900 ließ Dule sich ein einfaches Verfahren zu dem gedachten Zwecke patentiren. Es beruht darauf, daß ge-wisse Alauerden aus job- oder chlor-haltigen Goldlösungen das Gold in metallischem Zustand scheiden, erfor-dert aber so viel Zeit, daß seine Kosten den Werth des gewonnenen Goldes übertragen. Man verlegte sich nun darauf, den Niederschlag des Goldes auf elektrischem Wege zu beschleunigen. Schon 1898 gründete sich im Staate Maine eine Aktiengesellschaft, um durch den elektrischen Strom das Gold aus dem Meerwasser in großem Maß-stabe auf Kupferplatten niederzuschla-gen. Theoretisch ist die Möglichkeit der Goldgewinnung auf diesem Wege nachgewiesen, in Wirklichkeit aber war der Goldertrag so gering, daß das Un-ternehmen den Betrieb einstellen mußte. Der Ocean wird also vorläufig seine 10,250 Millionen Tonnen Gold noch behalten.

Zustimmung.

Arzt: „Ich garantire Ihnen, daß Sie die Kur ohne jede Berufsflörung durchführen können.“

Patient: „Darum zweifle ich keinen Augenblick — ich bin nämlich Rentier.“

Einer der wertwürdigsten Ehe-romane.

war jener König Karls des Zwoiten von Spanien. Der (1661 geborene) Nachfolger Philipps des Dritten muß nach dem einstimmigen Urtheil seiner Zeitgenossen geistig ebenso tümmlich begabt gewesen sein, wie er es körperlich war. Einige von ihnen bezehnten ihn durchweg als Idioten, darunter eine Jugendfreundin seiner späteren Gemahlin, die ihm in ihren Memoiren ein besonderes Kapitel widmete. Et-was später als ihre Schilderung ist die des damaligen englischen Gesandten am spanischen Hofe, aber auch sie ist drastisch genug. Nach ihm hatte der König unförmlich geschwollene Knöchel und Arme, eingezunkelte unstele Augen, scharlachrothe Lider, eine grümliche Gesichtsfarbe, einen ganz lahmen Kopf und einen so weit vor-stehernden Unterkiefer, daß seine Zäh-ne weit auseinander klaffen. „Er ist ungeheuer gefäßig“, erzählt der Gesandte weiter, „und schlingt fauß-große Stöße hinunter, so daß er einen ganz wunderbar weiten Schlund haben muß.“ Da er von seiner Mutter wäh-rend ihrer Regenhaft auf's grau-samste tyrannisiert worden war, häßte er die Frauen, und als man ihm die Not-wendigkeit begreiflich gemacht hatte, daß ein König von Spanien auch eine Königin von Spanien haben mußte, da war er — mit der Nachgie aller Idio-ten, heißt es in den erwähnten Memoi-ren — von vornherein entschlossen, seiner Frau zurückzuzahlen, was seine Mutter an ihm geübt hatte. Für die Königin sorgte in diesem Fall Frankreich, dessen König Ludwig der Bierzehnte eine Verbindung mit dem spanischen Thron suchte. Seine Nichte Marie Luise, Tochter des Herzogs von Orleans, war die Auserwählte, und vergewaltigte war sie sich vor dem „glo-reichen König, ihrem Oheim, auf die Arme, vergewaltigt war sie ihn unter Thränen — sie mußte das Ungeheuer heirathen. Die Vermählung geschah durch Stellvertretung in Fontainebleau und dann wurde die junge Königin ihrem Gemahl, den sie nur nach der Beschreibung kannte, unter sicherem Geleit zugeführt. Marie Luise wird als anmuthig, geistvoll, sant gefühl-vert. Sie hatte schwarze träumerische Augen ein bezauberndes Lächeln und außerordentlich reiches kastanienbraunes Haar. Als der König sie zum er-sten Male erblickte, war er ebenso be-zürrt wie sie es war. In ihm regte sich ein Gefühl, das er noch nicht kannte — sie fand ihn noch entsetzlicher, als er ihn gefürchtet worden war. Troß des wenig guten Anfangs war aber — und das ist das Wertwürdigste dieses Eheromans — die Verbindung der bei-den, die zehn Jahre lang währte, nicht unglücklich. Ja, Karl der Zwoite fand sogar trotz seiner maßlosen Eifersucht sein Glück in dieser Ehe, und nach Marie Luises Tod verlor er in ei-nen Zustand der schmerzlichen Melan-chole, aus dem ihn nichts mehr heraus-zureißen vermochte. Klagen und jam-mernd irrte er umher, und eines Tages hing er in die Gruft hinein, ließ den Sarg der Königin öffnen und wär-fte sich heulend wie ein Kind, immer wieder die Worte „Mi reyna! Mi reyna!“ — „Meine Königin, meine Königin!“ — flammend, über die Reste der geliebten Frau. Eine der erschütterndsten Szenen in der Familiengeschichte fürstlicher Geschlechter.

Der Eintritt Blüchers in den preußischen Dienst.

Bisher hatte man auch in wissen-schaftlichen Werken angenommen, daß der Marschall Vo-wärts am 29. Au-gust 1760 im Gefecht beim Kappelbach oder bei Galenbed von preußischen Husaren gefangen genommen worden sei. Mit einer Reihe von Einzelzügen wußte man den Hergang zu bezeichnen. Nun hat der bekannte Militärforscher Hauptmann Vindler v. Krieglstein bei den Vorarbeiten zu einer Le-bensgeschichte Blüchers das urkund-liche Material gründlich gepriift und ist zu Ergebnissen gekommen, die ent-schieden von der Uebersetzung abwei-chen. Er berichtet darüber im Beiheft 11 des Militär-Wochenblattes. Zu-nächst konnte er feststellen, daß Ge-hard Leberecht v. Blücher seine Lauf-bahn in einem Truppentheil begonnen hat, der zwar dem schwedischen Heer angehörte, aber durchaus Deutsch war, in der Aufseren Schwadron, die Graf Friedrich Ulrich zu Putbus 1757 auf Rügen anwarb. Sie ging später in ein Husaren-Regiment über, das den Grafen Wrangel zum Chef hatte und noch heute als schwedisches Husaren-Regiment Kronprinz besteht. Bei sei-ner achten Schwadron unter Rittmei-fer v. Kaufbars hat der Junker v. Blücher die Frelbzüge von 1758—60 mitgemacht und ist wahrscheinlich am 25. August 1760 zwischen Dakerfow und Svantekow im Bivak in die Hän-de der Preußen gefallen. Er muß sich vor dem Feinde ausgezeichnet ha-ben, denn bereits am 29. August er-fascht Oberst Sparre ihn dem komman-direnden General „wegen seiner hurtigen und tadeln Aufführung bringend zur Auswechslung, da sonst zu befür-chten ist, daß er beim Feinde Dienste rimmt.“ Blücher war von Husaren des Generals v. Belling gefangen ge-nommen worden und der berühmte Peterführer trat sofort an ihn mit dem Vorschlag heran, preußische Dienste zu nehmen. Er ist auch schon im September Junker bei den Wellin-gischen Husaren gewesen und wurde im Januar 1761 Leutnant, obgleich er noch gar nicht aus dem schwedischen

Heer entlassen war. Sein Vater rich-tete damals ein Immediatgesuch um Entlassung seines Sohnes an den Kö-nig von Schweden und begründete es besonders mit den besseren Aussichten Beberchts im preußischen Heer.

Zurückgegeben.

Er: „In Deinem Hausstand siehst es aus, wie in einer Wüste.“ Sie: „Ja, dann mußt Du alles Kameel Dich doch ganz wohl darin fühlen.“

Wichtiges Verlangen.

Zahnarzt (zum Gerichtsvolkzähler): „Sie waren jetzt schon so häufig bei mir und haben gepöndelt . . . lassen Sie sich doch mal 'n Zahn ziehen!“

Besucherin.

Besucherin: „Rein, was Sie aber für feine Wäsche haben!“ Hausfrau (geschmeichelt): „Nicht wahr; da haben sie sogar auf dem Bes-sahami gestaut!“

Böses Gewissen.

Schreiber (am Fenster stehend): „Da kommt ein Kunde auf unser Haus zu, der vorgelesen gefascht hat.“ Heirathsvermittler: „Schließen Sie zu!“

Sparfame.

„Mein Mann hat merkwürdige Bes-griffe von Sparfameit.“ „In welcher Hinsicht?“ „Er trinkt Abends in seinem Club so viel, daß er am nächsten Morgen keinen Appetit auf's Frühstück hat.“

Nachhilfe.

Freund: „Na, bist Du denn am Sonntag mit dem förrischen Gaul glücklich wieder nach Hause gekom-men?“ Heirathsvermittler: „Schließen Sie zu!“

Merkwürdig.

A.: „Sie sollen ja sehr an Hühner-auge zu leiden haben, hat mir Ihre Frau erzählt!“ B.: „Ja, meine Hühneraugen haben mir schon viel Kopfschmerzen gemacht!“

Glänzende Zeugnis.

„Hiermit bezeuge ich der Köchin Anna Schulte, daß ich, so lange sie meine Küche geführt, in jedem Jahre zweimal eine Marienbader Stur machen mußte. Rentier Emil Hefle.“

Im Zweifel.

„Wer ist denn der Herr, der mich zu sprechen wünscht? Ein Patient?“ „Keine Ahnung, Herr Doktor! . . . Der Kerl hat ein Gesicht — da weiß man nicht, hat er Zahnschmerzen oder will er Geld haben!“

Derb.

Er (träumerisch): „Ich wünschte, ich wäre ein Stern!“ Sie: „Ja, das wünschte ich auch.“ Er: „Weshalb wünschen Sie das?“ Sie: „Weil Sie dann 11,974 Meilen weit fort wären.“

Rath und Draht.

Frau Rath: „Mein Onkel, der reiche hinderliche Kommerzienrath, hat mir meinen Mann besorgt und mir ein Heirathsgut von 100 Mille gegeben.“ Herr: „Ah, er ist Ihnen also mit Rath und Draht an die Hand gegan-gen!“

Bastend.

Wirthin: „Mann, im Hinterzim-mer sitzen der Doktor und der Apothe-ker, sie wollen Stat spielen, und es fehlt ihnen der dritte Mann.“ Wirth: „Hm — Doktor — Apo-theker, da werde ich rasch den Todten-gräber holen lassen.“

Wie die Auen sungen.

Mutter: „Gib, mach, doch nicht solchen Spektakel! Sieh' nur, wie ruhig sich Willy verhält!“ Die kleine Elly: „Na, natürlich ver-hält er sich ruhig; er ist Papa, der spät nach Hause kommt, und ich bin Du!“

Am Heirathsbureau.

Kunde: „Die Dame, die Sie für mich in Aussicht nehmen, scheint sehr exaltirt zu sein. Sie befürchtet, ich werde mit ihr nicht fertig werden.“ Heirathsvermittler: „Keine Sorge, ich liefere Ihnen Gebrauchsanweisung mit!“

Gut gemerkt.

Hauptmann (nimmt einen Rekruten, der zum ersten Mal auf Waage kommt, noch einmal besonders vor): „Also Du kommst heute als Poffen vor das Haus des Herrn Oberst. Du hast nur bessere Herren und Damen da hinein zu las-sen. Was thust Du also zum Beispiel, wenn meine Frau kommt?“ Soldat: „Au Befehl, wenn es was Besseres ist, lasse ich sie hinein.“

G. D. D.

„Als ich gestern mit Lord Britton an einer Blumenhandlung vorbeiging, deutete ich, ihm an, daß mich die Rosen im Schaukasten sehr gefielen.“ Bek: „Und hat er Dir welche ge-schickt?“ Jeth: „Ja, sie kamen heute Morgen, G. D. D.“